

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	37 (1961-1962)
Heft:	2
Artikel:	Tote erschrecken mich nicht : mein merkwürdiger Beruf als Wärter an einem pathologischen Institut
Autor:	Mazenauer, Hermann
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1073879

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

TÖTE erschrecken mich nicht

**Mein merkwürdiger Beruf
als Wärter an einem
Pathologischen Institut**

VON
HERMANN MAZENAUER

Der Schein trügt

In einem Landgasthof saß eine Hochzeitsgesellschaft beisammen. In vorgerückter Nachtstunde begab sich die Brautführerin etwas früher als die andern Gäste mit dem Fahrrad nach Hause. Der Brautführer anerbte sich, sie zu begleiten. Er benutzte dazu ein Velo, das er vom Wirt entlehnte.

Ein unerforschliches Schicksal wollte, daß die frohgemuten Hochzeitsgäste den jungen Mann nie mehr lebend sahen.

Nachdem er die Brautführerin heimgebracht hatte, fuhr er zurück. Eine Stunde später wurde er von einem Automobilisten, tot neben dem Fahrrad liegend, auf der nächtlichen Landstraße gefunden. Es war offensichtlich, daß er von einem Auto überfahren worden war.

Der Verstorbene war im Besitz einer Unfallversicherung. Diese ordnete eine Sektion an. Es ließ sich nun ziemlich genau rekonstruieren, was auf der nächtlichen Landstraße vorgefallen war. Die Sektionsdiagnose lautete nämlich «Gehirnschlag». Der scheinbar Verunfallte hatte, während er auf dem Fahrrad dahin fuhr, einen – sofort tödlichen – Gehirnschlag erlitten. Einige Zeit nachher wurde die auf der rechten Seite der Straße liegende Leiche von einem Auto überfahren, dessen Führer die Flucht ergriff. Durch dieses Überfahren entstanden nach dem Tode die Schädelfrakturen. In diesem Fall mußte die Versicherung natürlich nicht zahlen.

Ein zweiter Fall: Ein Landwirt beschäftigte eine 64jährige Frau beim Kirschenpflücken. Als man ihr den Znuni bringen wollte, fand

man sie tot unter dem Baum neben der Leiter liegend. Den zugezogenen Amtsorganen bot sich das klassische Bild eines Unfalles: Sturz vom Baum beim Kirschenpflücken. Die Unfallversicherung hatte aber gewisse Zweifel, und sie ordnete deshalb eine Sektion an, die durch das Pathologische Institut durchgeführt wurde.

Die Sektionsdiagnose lautete: Sekundenherztod infolge seit langem bestehender Erkrankung der Coronargefäße. Bei der Sektion des Magen-Darmtraktes fand man übrigens 1300 Gramm Kirschen mit den Steinen.

Am Körper zeigten sich keine Spuren eines Aufschlages, kein Knochenbruch. Man konnte also mit Sicherheit darauf schließen, daß die Frau nicht von der Leiter gestürzt war, sondern daneben gestanden hatte, als sie vom Schlag getroffen wurde. Es handelte sich also um keinen Unfalltod und die Versicherung mußte nicht zahlen.

Solche Fälle sind viel weniger selten als man denkt.

Es kann vorkommen, daß jemand am Uferrand eines Flusses steht. Der Grund ist naß und glitschig, der Mann gleitet deshalb ins tiefe Wasser und ertrinkt. Das ist nun zweifellos ein normaler Unfalltod.

Es ist aber auch möglich, daß der Betreffende als erstes einen Schlag erleidet und dann erst ins Wasser fällt. Medizinisch gesprochen fällt in letzterem Fall nicht ein lebender Mensch, sondern eine Leiche ins Wasser. Ob dem so ist, das heißt, ob zuerst ein Schlaganfall erfolgte, das kann der Pathologe bei der Sektion von Herz und Lunge feststellen.

Wo mehr auf dem Spiel steht als Geld

Man muß sich nun aber nicht vorstellen, die einzige oder auch nur die wichtigste Aufgabe eines Pathologischen Institutes bestehe darin, festzustellen, ob Versicherungen zahlen oder nicht zahlen müssen.

Ebenso wichtig sind amtliche oder gerichtliche Sektionen. Sie werden immer dann vorgenommen, wenn man Selbstmord oder ein Verbrechen vermutet. Sie dienen nicht nur dazu, den Schuldigen der Justiz zuzuführen, sondern ebenso sehr, den Unschuldigen zu entlasten.

Ein zwanzigjähriges Dienstmädchen brachte in seinem Zimmer ein außereheliches Kind zur Welt. In ihrer Not und Bedrängnis preßte sie ein Kopfkissen auf das Neugeborene, damit es

erstickte und versteckte die Leiche nachher in einer Schachtel unter dem Bett. Die Sache kam, wie man sich denken kann, rasch an den Tag. Das Mädchen kam in Untersuchungshaft und war auch bald geständig.

Trotzdem wurde die Kindsleiche zur einwandfreien Abklärung der Todesursache ins Pathologische Institut gebracht. Und nun ergab sich ein für die junge Frau ganz unerwarteter Befund: Das Kind war schon tot geboren worden, ohne daß die Mutter es gemerkt hatte.

Moralisch bleibt die Tat der Mutter vielleicht gleich schwerwiegend, wie wenn das Kind gelebt hätte, rechtlich aber natürlich nicht.

Früher, als die Gerichtsmedizin noch in den Anfängen stand, wäre die junge außereheliche Mutter als Kindsmörderin verurteilt worden.

Wenn man mit heutigen Augen die amtlichen Befunde aus dem Anfang des letzten Jahrhunderts liest, die gelegentlich zu lebenslänger Verurteilung eines als Mörder verdächtigten Menschen führten, so erschrickt man über das Ungenügen dieser Untersuchungen.

Noch viel wichtiger als die Unfallsektion und die gerichtliche Sektion ist die normale medizinische Sektion. Sie dient dazu, nach dem Tode eines Menschen festzustellen, was die Todesursache war, auch wenn kein Unfall vorliegt und kein Verbrechen vermutet wird. Die Erkenntnisse, die aus diesen Untersuchungen hervorgehen, erleichtern das Stellen genauer Diagnosen und Prognosen, weshalb es seit vielen Jahren üblich ist, daß die jungen künftigen Internisten und Chirurgen nach dem Staatsexamen noch ein bis zwei Jahre in einer pathologischen Abteilung arbeiten, um sich dadurch das nötige Rüstzeug für ihre spätere Tätigkeit zu holen.

Wie manche Fehldiagnose wird bei der Sektion einer Leiche nachträglich entlarvt und immer wieder findet durch eine Sektion auch ein Tod eine Erklärung, der sonst vollkommen rätselhaft geblieben wäre.

Da wurde die Leiche eines neunjährigen Kindes eingeliefert. Das Mädchen war, während es mit Kameraden gespielt hatte, plötzlich mit Erstickungssymptomen umgefallen. Der herbeigerufene Arzt konnte nur noch den Tod feststellen. Die Sektion ergab nun eine sehr merkwürdige Todesursache: Das Mädchen hatte mit einem Ballon zum Selbstaufblasen gespielt. Anstatt nur zu blasen muß es für kur-

ze Zeit den Atem eingesogen haben. Das nun etwas Luft enthaltende Gummistück drang nach hinten in die Luftröhre und schloß diese hermetisch ab.

So wie dieses harmlose Spiel zu einem grausamen Tod führte, erstickte einmal ein zweijähriger Knabe während des Essens. Auf dem Knie seiner Mutter sitzend löffelte ihm diese auf so gedanken- und verantwortungslose Art Kaffeebrocken ein, daß er daran erstickte. In der Speiseröhre lagen fest verkeilt 35 Gramm kaum verkaute Brotbrocken.

Niemand hat gern mit uns zu tun

Kein vernünftiger Mensch wird heute die Notwendigkeit von Pathologischen Instituten bestreiten.

Trotzdem haben viele ein tief eingewurzeltes Mißtrauen oder mindestens eine Abneigung gegen die Pathologischen Institute, eine Abneigung, die sich auch auf jene Personen überträgt, die mit dem Sezieren irgendwie zu tun haben.

Das bekam auch ich oft zu spüren. Ich bin weder Professor noch Arzt, sondern nur ein simpler Wärter. Meine Aufgabe besteht darin, die Leichen zur Obduktion vorzubereiten und dem Sezierenden zu assistieren. Nicht selten sagt man zu mir: «Diese Arbeit würde ich um kein Geld machen!» Sogar meine Frau und meine erwachsenen Kinder stehen meinem Beruf eher kritisch gegenüber.

Schon von Anfang an mußte ich streng darauf achten, daß ich beim Betreten unserer

Wohnung die Schuhe wechselte, und wenn es geschah, daß ich mit einem kleinen Blutspritzerchen am weißen Hemdkragen heimkam, dann gab es Wolken am Familienhimmel. Obwohl meine Frau sieben gesunden Kindern das Leben schenkte, wird es ihr übel, wenn sie Blut sieht, und die Kinder haben mit einer Ausnahme diese Schwäche übernommen.

Auch Menschen, von denen man es gar nicht denken würde, müssen manchmal im Sezierraum allen ihren Willen zusammennehmen. So sah ich mehr als einen jungen Arzt, der nur nach einem Stimulierungstrank an eine Sektion herangehen konnte.

Jedes Jahr müssen bei uns die jungen Polizeirekruten einer Sektion beiwohnen, um sich einige elementare anatomische Kenntnisse anzueignen. Etwa zehn Minuten nach Beginn der Demonstration kann man ein gutes Drittel der jungen Leute käsebleich den Saal verlassen sehen, um vor dem Hause frische Luft zu schöpfen.

Sogar die Krankenschwestern haben nicht gerne mit uns zu tun. Gewiß sind sie an den Anblick von Leidenden und Sterbenden gewohnt. Aber ein Sterbender und ein Toter sind nicht das gleiche. Beim ersten handelt es sich immer noch um einen Menschen, bewohnt von einer menschlichen Seele. Und wenn er leidet, können die Schwestern für ihn beten und dadurch auch sich für ihre schwere Aufgabe stärken. Ein Leichenwärter, der an einem Großkampftag mit dem Besorgen und Einsargen von acht bis zehn Leichen zu tun hat, ist in einer andern Lage.

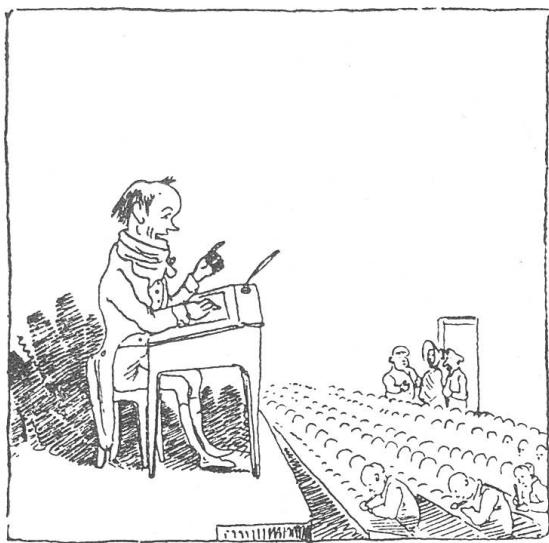
Da musste ich lachen ...

Folgende kleine Episode, die ich kürzlich erlebte, wirkt wie ein Lichtschein in unserm sonst so bürokratischen Staat.

Ich mußte mir einen AHV-Ausweis beschaffen. Dazu ist bekanntlich irgendein Ausweispapier nötig. Ich hatte meine Legitimationskarte bei mir, deren Foto vor vielen Jahren bei meinem Eintritt ins Gymnasium gemacht wurde und mir wirklich gar nicht mehr ähnlich sieht. Der Beamte beschaut sie dann auch sehr lang und kritisch und fragte endlich: «Sind Sie das?»

Ich antwortete mit Ja. Darauf sagte der Beamte mit dem Brustton der Ueberzeugung: «Ja, dänn isch guet.»

C. B. in Z.



Kathedelerblüten

Aus einem Lehrerseminar:

Die Situation ist die, daß es am Schluß fertig ist.

*

Die Feigen werden in Kistenform versandt.

*

Die einen behaupten der Rigi sei falsch, die andern sagen, die Rigi sei richtig.

*

Da muß man aufpassen, daß man als Lehrer nicht in eine Pilzvergiftung hineinverwickelt wird.

*

Wenn Sie König wären, brauchten Sie keinen extra Hofnarren.

*

Dieses Lied ist hoch, zugegeben, aber es ist noch nicht zu hoch für höhere Töchter.

*

Falsch, falsch! Da könnten einem ja die Haare zu Berge stehen – sofern man hätte — —

*

Sind Sie Zwilling? Einer allein kann nämlich nicht so dumm sein.

*

Eine Methode ist ein Kniff, der zweimal angewandt wird.

Immer wieder konstatiere ich, wie die Schwestern uns Wärter mit kritischen Augen betrachten, wenn wir einen Verstorbenen aus dem Bett holen. Ohne Sympathie und ohne uns zu helfen sehen sie zu, wie wir die Leiche aus dem Bett in den Transportwagen heben. Wir müssen dabei wie Rohlinge aussehen, denn es ist keine Kleinigkeit, einen Menschen von 80 bis 100 Kilo Körpergewicht, der wegen seiner erschlafften Muskeln noch zwanzig Kilo mehr zu wiegen scheint, herumzutragen. Bei dieser Tätigkeit ist es infolgedessen nicht möglich, gütig oder mitleidig dreinzuschauen, aber daß wir das nicht tun, heißt noch lange nicht, daß wir Rohlinge sind.

Man kann zwar das Umladen einer Leiche vom Bett in den Transportwagen unterschiedlich ausüben, aber auf alle Fälle muß man bei diesem Vorgang tüchtig zufassen. Es geschieht nun oft, daß die Angehörigen noch im Sterbezimmer anwesend sind, ja, mit Absicht nicht fortgehen, um den Abtransport ihres Verstorbenen etwas «überwachen zu können». Darauf können wir uns unter keinen Umständen einlassen.

Gerade weil ich eine strenge religiöse Erziehung genossen habe – ich war in meinen Jugendjahren zwölf Jahre als Ministrant tätig – weiß ich, daß beim Tode die Seele entweicht und nur die irdische Hülle zurückbleibt. Ein toter Mensch ist kein Mensch mehr.

Eher Berufung als Beruf

Ich muß gestehen, daß ich vielleicht in dieser Beziehung etwas anders empfinde als viele andere Menschen. Der Tod hatte für mich nie etwas Schreckliches, vielleicht weil ich ihm von früh auf sehr oft gegenüberstand.

Mein Vater, der den Beruf eines Konditors erlernt hatte, verlor als 30jähriger durch einen Unfall an einem Schwungrad den rechten Arm. Da es damals noch keine Versicherung gab, wurde er Hausierer. Mit dieser Tätigkeit, die er vierzig Jahre ausübte, ernährte er seine Familie. Jedes seiner sechs Kinder konnte einen Beruf erlernen. Das Vorbild meines Vaters war mir immer eine Stütze. Wie viel Widerwärtigkeiten hat er überwunden, sagte ich mir, wenn es darum ging, eine Tätigkeit zu übernehmen, die von vielen Menschen etwas scheel betrachtet wird.

Zuerst war ich als Hilfsarbeiter in einer Maschinenfabrik tätig. Dabei hatte ich das Pech,

sehr oft Zeuge schwerer und teilweise tödlicher Unfälle zu sein. Ich entschloß mich, den Beruf zu wechseln.

Nach dem Ersten Krieg trat ich eine Lehre als Herrencoiffeur an. Schon am Ende meiner Lehrjahre begann ich, erkrankte Kunden zu Hause zu bedienen. Dazu war von vierzig Coiffeuren in unserer Stadt kaum einer bereit.

Jeder Widerwillen gegen schwerkranke Patienten war mir fremd, und ich schien auch gegen Infektionen immun zu sein. In meinem ganzen Leben habe ich nie eine ansteckende Krankheit gehabt. Vielleicht kommt das daher, daß ich jede freie Stunde im Walde verbringe. Interessanterweise passierte es mir immer wieder, daß ich auf Tote stieß. Ich habe bei diesen Spaziergängen abseits von den begangenen Wegen nicht weniger als fünf Selbstmörder aufgefunden. Ein Erschrecken beim Auffinden einer Leiche war mir schon immer fremd.

Mit der Zeit ergab es sich von selbst, daß ich zum Spitalcoiffeur avancierte. Dessen Aufgabe besteht darin, die Bettpatienten zu bedienen und bei Operationen die Haare an der betreffenden Stelle wegzurasieren.

Nachdem ich drei Jahre als Spitalcoiffeur amtiert hatte, mußte sich ein Wärter des Pathologischen Institutes einer Operation unterziehen. Ich wurde als seine Ablösung bestimmt. Vorerst bestand meine Tätigkeit in Reinigungsarbeiten, dem Füttern der Versuchstiere, dem Abholen von Verstorbenen auf den Abteilungen und dem Einsargen von Leichen. Mit der Zeit wurde ich dann in alle Sparten eingearbeitet.

Ich glaube sagen zu können, daß ich zu diesem Beruf nicht nur eine gewisse Neigung, sondern auch Talent mitbrachte. Das Sezieren muß einem gegeben sein. Ich habe manchen jungen Arzt gesehen, der einfach nicht das nötige Fingerspitzengefühl für diese Tätigkeit besaß.

Merkwürdige letzte Wünsche

In den vielen Jahren, seit ich nun hier bin, erlebte ich viel Ergreifendes, aber auch Lustiges.

So passierte zum Beispiel folgendes: Ein junger Mann lag im Sterben. Der Abteilungsarzt, der ihn besuchte, fragte: «Sie beharren also ausdrücklich auf dem Wunsch, daß Sie nach Ihrem Ableben seziert werden?» «Jawohl, ich beharre darauf; ich will wissen, an was ich gestorben bin.»

Man erzählt sich auch folgende Geschichte: Eine alte Jungfer beschloß, als sie ans Sterben dachte, selbst ihr Leichenhemd zu kaufen und ließ sich in einem Laden einiges vorlegen. Die Verkäuferin zeigte ihr verschiedene Ausführungen, die aber alle der Kundin nicht recht gefielen. Schließlich sagte das Ladenmädchen: «Hier habe ich etwas ganz Schönes, es kostet aber 35 Franken», und nun entschloß sich die Jungfer für die teuerste Ausführung. Als sie schon bei der Ladentür stand, kehrte sie nochmals zurück und sagte: «Wenn ich schon so viel Geld ausgebe für dieses Hemd, dürfen Sie mir aber schon etwas Flickstoff mitgeben».

Der letzte Wunsch eines vierzigjährigen Besitzers einer Fuhrhalterei bestand darin, daß seine irdische Hülle in dem Lastwagen, auf dem er viele Jahre durch die ganze Schweiz und auch ins Ausland gefahren war, durch seinen Bruder zum Friedhof gefahren werde.

Dieser letzte Wunsch machte eine Ausnahmegenehmigung durch das zuständige Bestattungssamt nötig. Sie wurde aber erteilt, und so fuhr der tote Chauffeur an einem prächtigen Frühlingsmorgen in seinem 15 Tonnen Saurer-Diesel in einem kostbaren Eichensarg zum heimatlichen Friedhof.

Ein bejahrter Kaufmann, der in seinem Sarg lag, als ob er zu einem Ball eingekleidet sei, hatte als letzten Wunsch bekundet, daß man ihm seinen Taschenchronometer ins Grab mitgebe. So habe ich dann die goldene Uhr wunschgemäß gerichtet, aufgezogen und in die Gilettasche der Leiche gesteckt. Einem Uhrenmacher mußte ich Lupe und Zeigerzange auf die Brust legen.

Ein Besuch in der Aufbahrungshalle bedeutet für viele eine solche seelische Belastung, daß auch ein sonst ruhiges Gemüt leicht aus dem Konzept geworfen wird. Starb da vor vielen Jahren eine Spitalangestellte, ein nettes stilles Fräulein in den vierziger Jahren. Um den vielen Kolleginnen und Abteilungsschwestern das Abschiednehmen zu erleichtern, wurde das Fräulein Maria blumengeschmückt in der Leichenhalle aufgebahrt. Zur gleichen Zeit lag nebenan ein etwa fünfzigjähriger Mann in einem offenen Sarg. Nachdem die Besucherprozession vorbei war, meldete sich noch eine Kollegin, ebenfalls ein älteres Fräulein und bat mich, bei der toten Maria noch ein Gebet sprechen zu dürfen. Während ich mit dem Schließen der Hallentür beschäftigt war, sah ich die Abschiednehmende bereits tief im Gebet ver-

sunken am Sarge des fremden Mannes. Nachdem sie fertig war, sagte sie zu mir mit tränennassem Gesicht: «Sie sieht aus, als wenn sie lebte».

Es ist besser, wenn die Angehörigen und die Teilnehmer bei einer Bestattung nicht wissen, wie vieles hinter dem liegt, was sie beim letzten Beschnauen des Verstorbenen zu sehen bekommen. Man macht sich keinen Begriff, wie viel Mühe es für den Wärter, der das Einsargen besorgt, kostet, die Leiche so herzurichten, wie sie sich nachher aus der Scheibenperspektive des Sarges in der Friedhofskapelle präsentiert. Die Leiche muß nach der Sektion sauber genäht und gewaschen sein. Man soll kaum etwas von der vielen Arbeit sehen. Sind infolge eines Unfalls an Kopf und Gesicht Verletzungen sichtbar, so werden diese verbunden. Die Bemühungen sind aber fast immer von Erfolg gekrönt. Unzählige Male habe ich erfahren, daß eine sezirierte, hergerichtete, gewaschene, rasierte und frisierte Leiche viel würdiger aussah als im Zustand unmittelbar nach dem Ableben.

Es ist allerdings unmöglich, alle Leute zufriedenzustellen. So empfing ich einmal drei Söhne in der Aufbahrungshalle. Stumm betrachteten die drei ihre alte Mutter im abgedeckten Sarg. Als ich glaubte, die traurige Szene sei nun beendigt, rief mich der Wortführer und warf mir die anklagenden Worte an den Kopf: «Das ist nicht unsere Mutter!» Ich erklärte ihm, daß ich die Leiche selbst vor zwanzig Stunden in der Abteilung geholt habe und ließ ihn sogar die am Fuß angebrachte Namensetikette sehen, um ihn zu überzeugen, daß eine Verwechslung ausgeschlossen sei. Aber auch jetzt war er noch nicht überzeugt, sondern rief aus: «Dann hat sie einen anderen Kopf».

Das war nun wirklich starker Tabak. Ich verschloß den Sarg und wies die stupiden Besucher ziemlich barsch aus der Halle.

Dieses merkwürdige Verhalten erklärt sich nur durch das schon oft erwähnte tiefe Mißtrauen, das viele Mitbürger in bezug auf unsere Arbeit haben.

Wir sind keine Zyniker

Manchmal kann ein kleines Mißgeschick dadurch passieren, daß man es zu gut machen will. Im Bestreben, ein altes Vaterli für seine letzte Fahrt möglichst gut zu restaurieren, füg-

te ich ihm eine nahe der Leiche liegende Zahnpföhse ein. Eine Stunde nachdem die Leiche von der Bestattungsfirma in das Friedhofgebäude geführt worden war, wurde ich ans Telefon gerufen. Der Anruf kam aus der Leichenzelle der Abdankungshalle. Die Tochter des Verstorbenen eröffnete mir folgendes: «Hören Sie, ich habe gerade noch einmal unseren Vater angeschaut und gesehen, daß er jetzt Zähne hat. Ich habe aber unseren Papi noch nie mit Zähnen gesehen. Seien Sie so gut und holen Sie das Gebiß wieder ab». So machte ich mich am folgenden Morgen eine Stunde vor dem angesagten Begräbnis auf, um dem alten Mann die fremde Prothese wieder abzunehmen.

Mit Zahnpföhsen ist mir noch eine andere Geschichte passiert. Im Laufe der Zeit hatten sich in einer Schublade so gegen die zwanzig Pföhsen angesammelt. Eine solche Ansammlung entsteht dadurch, daß viele Gebisse am Gaumen der Leichen einfach nicht festhalten, andere wieder werden von der Abteilungsschwester in der Nachttischschublade vergessen und uns erst gebracht, wenn sich die Leiche schon auf dem Friedhof befindet. Infolgedessen beschloß ich, eine General-Liquidation durchzuführen. Ich legte unter die Hobelspanmatratze einiger eingesargter Leichen einige dieser Zahnpföhsen und entledigte mich auf diese etwas drastische Art der unerfreulichen Zähneansammlung.

Dabei stellte ich mir vor, was für Gesichter die Friedhofarbeiter machen werden, wenn 25 Jahre später die Gräber umgegraben werden und sich die Skelette zeigen, die im Besitz von drei oder vier Zahnpföhsen sind.

Diese Art Humor ist vielleicht etwas makaber und erinnert an die Totengräber in den Dramen von Shakespeare. Aber auch wenn man keineswegs zum Zynismus neigt, so bekommt man im Laufe der Jahre zu diesen Dingen eben doch eine etwas andere Einstellung als gewöhnliche Sterbliche.

Es ist wahr, der ständige Umgang mit Toten verändert einen Menschen. Es entsteht vielleicht so etwas wie eine déformation professionnelle. Wir Wärter haben eine andere Einstellung zu Leichen als die Umwelt, aber wir haben sicher deshalb keine geringere Achtung vor der Würde der Lebenden; das heißt der menschlichen Seele. Und das Geheimnis des Todes ist für uns genau so rätselhaft wie für jene, die ihm nur selten begegnen.